

Paul Levi, Ohne einen Tropfen Lakaienblut. Schriften, Reden, Briefe, Bd. I/1 und I/2: Spartakus, hrsg. von Jörn Schütrumpf, Karl Dietz Verlag, Berlin 2018, 959 + 961 S., geb., 49,90 € pro Band, ISBN 978-3-320-02343-0 und 978-3-320-02344-7.

Wer sich für die Geschichte des Spartakusbundes und der KPD interessiert, dürfte das Erscheinen der beiden neuesten, »Spartakus« betitelten Bände der von Jörn Schütrumpf herausgegebenen Schriften, Reden und Briefe Paul Levis (1883–1930) mit Freude vernommen haben. Schließlich dokumentieren mehr als 1750 Seiten, die von der Dissertation des jungen Juristen aus dem Jahre 1905 bis zu einer an die Familie adressierten Postkarte des führenden Politikers der KPD vom 13. Juli 1920 reichen, nicht nur einen bedeutenden Abschnitt im Leben einer der interessantesten politischen Persönlichkeiten der Weimarer Republik. Sie erlauben auch einen biografisch konturierten Blick auf die Entwicklung der sozialdemokratischen Linken und des frühen Parteikommunismus im Deutschen Reich über die Zäsuren des Ersten Weltkriegs und der Revolution von 1918/19 hinweg.

In seiner Einführung (S. 33–80) porträtiert Schütrumpf Levi als »Schüler Rosa Luxemburgs« sowie »zeitlebens selbstbewußt schwäbelnde[n] Polyglott« (S. 34) und stellt – ein wenig erratisch und ohne auf die neuere biografische Literatur von Frédéric Cyr und Thilo Scholle Bezug zu nehmen – wichtige Stationen seines Lebenswegs bis zur Jahresmitte 1920 dar. Aufschlussreich für den politischen Werdegang Levis sind aber vor allem seine in der Edition versammelten Texte. Sie deuten auf die Wurzeln des späteren Kommunisten im Liberalismus und die Bedeutung seiner Arbeit als Anwalt hin: In seinem Geburtsort Hechingen war sein Vater, der Fabrikant Jakob Levi, nicht nur der Vorsteher der Israelitischen Kultusgemeinde, sondern auch »das Haupt der Liberalen am Orte« (S. 36). Kritische Reminiszenzen an die Geschichte der liberalen Bewegung in Deutschland finden sich in den frühen Schriften seines Sohns immer wieder (z.B. S. 218f., 220f. u. 223). So war der langsame Abschied, den viele Liberale nach der Gründung des Nationalstaats von ihren einstigen demokratischen Zielen nahmen, für die politische Entwicklung Levis wohl kaum weniger wichtig als Studium und Praxis seines juristischen Berufs. Schon zu Beginn seiner Rechtsanwaltschaftigkeit in Frankfurt am Main im Herbst 1909 trat Levi der Sozialdemokratie bei, die er wenige Jahre später als den »geborene[n] Anwalt der unterworfenen Klassen im Inlande wie in den Kolonien« (S. 258) bezeichnete. Die Ausübung des Rechts, durch die sich Levi unter anderem als Armenanwalt einen Namen machte, verknüpfte er scheinbar früh mit der Frage nach den politischen Voraussetzungen von Gerechtigkeit. Wie eng verbunden Beruf und Politik für Levi waren, zeigt insbesondere seine durch die Zabern-Affäre 1913 ausgelöste publizistische und juristische Auseinandersetzung mit dem preußischen Militarismus. In Artikeln in der südwestdeutschen »Volksstimme« rief Levi zu dessen Bekämpfung »auf Leben und Tod« auf, »weil er ein Gift für Kultur und Gesittung, weil er eine ständige Bedrohung von Recht und Gesetz, weil er fortgesetzte Rebellion der Barbarei gegen die elementarsten Grundlagen der bürgerlichen Freiheit ist« (S. 216). Diese Artikel zeigen auch, wie nah Levi den Positionen Rosa Luxemburgs stand, als er 1914 in enge persönliche Beziehung zu ihr trat und als ihr Strafverteidiger reichsweite Bekanntheit erlangte. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs gehörte Levi zu jener sozialdemokratischen Minderheit um Luxemburg, die sich gegen die Bewilligung der Kriegskredite und die Burgfriedenspolitik wandte, bis er im April 1915 zur Infanterie eingezogen wurde. 1916 als dienstuntauglich entlassen, machte Levi während eines Sanatoriumsaufenthalts in der Schweiz Bekanntschaft mit Karl Radek, knüpfte bald auch Kontakt mit Lenin und setzte seine Oppositionsarbeit im Spartakusbund publizistisch fort. Als Mitglied der Zentrale nahm er während der deutschen Revolution in der Redaktion der »Roten Fahne« eine führende Rolle ein. Nach den Morden an Luxemburg, Karl Liebknecht und Leo Jogiches rückte er im März 1919 schließlich an die Spitze der jungen KPD.

Vom Parteiführer Levi zeichnet Schütrumpf leider ein wenig schattiertes und vom Stand der Forschung mitunter losgelöstes Bild eines einsamen Helden, der das geistige Erbe Luxemburgs gegen alle Anfechtungen verteidigte und immer wieder als »einer gegen alle« für seine Prinzipien habe fechten müssen: ob gegen die Leitung der Kommunistischen Internationale 1921 oder zwei Jahre zuvor gegen die Majorität der Mitgliedschaft der KPD in den Auseinandersetzungen um den richtigen politischen Kurs. (S. 40 u. 75) Damals sei er beschimpft und verleumdet worden, weil er einer »Antiparlamentarier- und Gewerkschaftsgegnerpartei« kein Gesicht habe geben wollen. (S. 75) Wie wenig zimperlich Levi selbst in den innerparteilichen Debatten mit seinen Gegnern umging und wie er sich mit den übrigen Mitgliedern der Zentrale über den Willen der Mehrheit hinwegzusetzen suchte, geht aus der Einleitung nicht hervor. Für Schütrumpf ist die Sache einfach: Levi war »halt Holz von Rousseau und nicht von

Machiavelli« (S. 74). Wie viel kontroverser Levi in der historischen Forschung beurteilt wird, genannt seien hier nur die Arbeiten von Arnita Ament Jones, Klaus-Michael Mallmann und Frédéric Cyr, erwähnt Schütrumpf nicht. Dabei hätte die Darlegung divergierender Positionen nicht nur der Orientierung der Leserinnen und Leser gut getan. Sie hätte auch den wissenschaftlichen Nutzen der beiden Dokumentenbände vor Augen geführt: durch eine umfangreiche Quellenbasis zur Klärung offener Fragen zur Frühgeschichte der KPD beizutragen. Dass die Edition zudem dazu einlädt, neben dem glänzenden Stilisten und »Redner von großer Kraft und hinreißender Begeisterung« (S. 334) auch einen bedeutenden Analytiker der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung zu entdecken und in den Diskursen der frühen Weimarer Republik zu verorten, sei hier aus Platzgründen nur beiläufig bemerkt. Dazu wie zu den edierten Dokumenten überhaupt wären einige einordnende Worte des Herausgebers sehr willkommen gewesen.

Angesichts ihres möglichen Nutzens sind die erheblichen Mängel der Edition besonders bedauerlich. Ein großer Teil der Dokumente besteht aus ungezeichneten Pressebeiträgen, die Schütrumpf, wie er in einer kurzen editorischen Notiz angibt, aufgrund der »sehr eigenwillige[n] Sprache« Levis (S. 1921) leicht zuschreiben zu können meint. Zumal im Falle der kürzeren Texte, in denen sich stilistische Eigenheiten kaum entfalten können, scheint die Berechtigung dieses Optimismus jedoch sehr zweifelhaft. Verwirrung stiftet überdies, dass Schütrumpf einige Meldungen und Artikel, die »für das Verständnis der Zusammenhänge förderlich schienen«, in die Edition aufgenommen hat, die nicht von Levi stammen, aber von den ihm zugeschriebenen Titeln der Edition häufig nicht zu unterscheiden sind. Zwar gibt Schütrumpf an, dass die ungezeichneten Texte entsprechend ausgewiesen sind. Das ist aber keineswegs durchgehend der Fall. Wie fragwürdig die editorische Praxis mitunter ist, zeigt der Artikel »Zum 13. Juni« aus der Nr. 103 der »Roten Fahne« 1919. Hier bleibt nicht nur unvermerkt, dass es sich um einen ungezeichneten Text handelt. Schütrumpf verzichtet auch auf den Abdruck des letzten Abschnitts, weil dieser »eine pathetische »Moral von der Geschicht« enthalte, die »eindeutig nicht von Levi stammt«. Zu einer Stelle des Artikels, an der von »unserer lieben kleinen Rosa« die Rede ist, merkt Schütrumpf an, dass »hier sowie an anderen Stellen« offenbar die Redaktion nachgebessert habe. (S. 1786, Anm. 205) Sollte dieser Text tatsächlich von Levi stammen, müsste sich der Herausgeber den Vorwurf gefallen lassen, nach dem Prinzip redigiert zu haben, dass nicht sein kann, was nicht sein darf. Doch Gründe dafür, diesen Text Levi zuzuschreiben, nennt Schütrumpf nicht.

Während die unsicheren Zuschreibungen und fehlenden Differenzierungen zwischen Schriften Levis und solchen anderer Hand zur Vorsicht beim Gebrauch der beiden Bände raten lassen, fallen die kleineren Mängel weniger ins Gewicht: So wurden, ohne dass sich eine Begründung für die Auswahl fände, offenbar nicht alle vorhandenen Briefe Levis aufgenommen (S. 38, Anm. 17). An einigen Stellen scheinen Satz- oder kleinere Textteile der Dokumente zu fehlen oder Arbeitskommentare des Herausgebers nicht rechtzeitig vor der Drucklegung getilgt worden zu sein (z. B. S. 1003, 1336, 1348). Für die Anmerkungen wäre es häufig ergiebiger gewesen, Auskunft nicht auf Wikipedia, sondern in der einschlägigen Literatur zu suchen. Dadurch hätten sich auch manche Angaben und Vermutungen präzisieren lassen: So ist – offenbar entstellt durch einen Druckfehler – mit »Herr von Bayer« (S. 230) Friedrich von Payer gemeint, bezieht sich »Abramowicz« (S. 1070) wohl auf Aleksandr E. Abramovič und benennt Levi mit den »Briefen aus dem Orient« (S. 233) von Paul Rohrbach Artikel in der Zeitschrift »Die Hilfe« aus dem Jahre 1909.

Es ist schade, dass der Herausgeber seine immense Mühe nicht mit größerer Ausgewogenheit und Sorgfalt belohnt hat und es bleibt zu wünschen, dass sich bei dem noch ausstehenden Teil der Edition die Unzulänglichkeiten der hier besprochenen Bände vermeiden lassen.

Marcus Schönewald, Berlin

Zitierempfehlung:

Marcus Schönewald: Rezension von: Paul Levi, Ohne einen Tropfen Lakaienblut. Schriften, Reden, Briefe, Bd. I/1 und I/2: Spartakus, hrsg. von Jörn Schütrumpf, Karl Dietz Verlag, Berlin 2018, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 59, 2019, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81877>> [9.1.2019].